

Das Buch ist nicht von der analytischen Systematik und Originalität wie die Arbeiten von Werner Bätzing, Jon Matthieu oder Guy P. Marchal, die ihrerseits mit je unterschiedlichen Akzenten auf die Alpen blicken (ökologisch-kulturlandschaftlich, umwelt- und gesellschaftsgeschichtlich, als Faktor der Schweizer Mentalitätsgeschichte). Mitunter geht es da bei Weithmann etwas durcheinander, folgen Impressionen, Vermutungen und Assoziationen auf deskriptive Passagen zu Geschichtsverläufen oder Gesellschaftsstrukturen, lässt sich der Autor von der Anschaulichkeit mancher Anekdoten und Quellenfunde, Vignetten und pittoresken Miniaturen mitreißen in feuilletonistischer, großflächiger Erzählweise ohne allzu große ordnende Problemstellung. Ob wirklich Wirtschafts-, Gesellschafts- und Staatsform allein oder vornehmlich auf den „Boden des Alpenlandes“ bezogen waren, ist die Frage. Und auch das Ende der Studie, in dem über Braunbär Bruno, Präsident Obama und *overtourism* räsoniert wird, erscheint doch eher beliebig.

Allerdings ist die Untersuchung eben auch kein strenges wissenschaftliches Werk, sondern möchte primär informieren, erzählen und unterhalten. Und diese Intentionen werden erfüllt. Denn aufs Ganze gibt das Buch schon einen interessanten und wirklich facettenreichen Einblick in die Thematik, der gut lesbar ist, eine Menge aufschlussreiche Einzelaspekte präsentiert und sein Sujet obendrein durch viele Karten und Bilder veranschaulicht. Es kann so gleichermaßen als informativer Zugang für strukturelle Entwicklungen über die Jahrhunderte dienen wie als Fundgrube für Details und plastische Quellenaussagen.

---

*Roberto Poma / Nicolas Weill-Parot* (Eds.), *Les utopies scientifiques au Moyen Âge et à la Renaissance*. (Micrologus Library, Vol. 105.) Firenze, SISMEL – Edizioni del Galluzzo 2021. XVIII, 386 S., € 66,-. // DOI 10.1515/hzhz-2023-1054

---

Jan-Hendryk de Boer, Essen

Unter wissenschaftlichen Utopien verstehen die Herausgeber des auf eine 2017 veranstaltete Tagung zurückgehenden Sammelbandes wissenschaftliche Projekte, die unter den Bedingungen der zeitgenössischen Wissenschaft nicht realisierbar sind. Man sei sich der Gefahr bewusst, dass mit dieser Fragestellung ein modernes Wissenschaftsideal an die Vormoderne herangetragen und damit die Spezifika der damaligen wissenschaftlichen Kultur verkannt werden könnten. Doch dem sei nicht so. Denn in der Renaissance habe es utopisches Denken gegeben, wie es in Thomas

Mores „Utopia“ Ausdruck zu finden sei, zudem habe Leonardo da Vinci nahezu idealtypisch wissenschaftliche Utopien entwickelt. Weniger selbstverständlich sei der Ausdruck in Bezug auf das Mittelalter. Für diese Epoche sei Utopie ein anachronistisches Konzept, außerdem sei sie keineswegs bekannt für ihre wissenschaftliche Phantasie. Gleichwohl habe es durchaus imaginierte Erfindungen und wissenschaftliche Träume im Mittelalter gegeben. Gekennzeichnet sei die wissenschaftliche Utopie dadurch, dass es sich um imaginäre Projektionen handle, die sich dem Bemühen um rationale Normalisierung verdankten. Denn sie sei verankert im Wissenschaftssystem mit seinen Rationalitätsidealen. Die projektierten Erfindungen seien außerordentlich und schwankten folglich zwischen dem Möglichen und dem Unmöglichen, worum der utopische Wissenschaftler wisse, der deswegen Denkmögliches und praktisch Realisierbares auseinanderhalte.

Umgesetzt wird das so skizzierte Programm in drei Abteilungen: Sechs Beiträge widmen sich der Imagination von Maschinen, fünf weitere den Vorstellungen davon, wie der Körper des Menschen vervollkommen werden könnte, so dass er leistungs- und widerstandsfähiger sei und das menschliche Leben verlängert werde. Die abschließenden vier Aufsätze untersuchen mögliche (zukünftige) Welten. Am Ende steht ein Blick in die Geschichte wissenschaftlicher Utopien bis ins 20. Jahrhundert, die sich dabei von der Imagination positiver Zukünfte zur dystopischen Hoffnung wandeln, eine untergehende Welt noch etwas länger bewahren zu können. Die Mehrzahl der Studien lässt sich unter die Rubrik ‚Ideengeschichte‘ fassen: Befragt werden große Texte bedeutender Männer beispielsweise daraufhin, welche Geräte, Techniken und Welten sie imaginierten.

Obwohl dieser Ansatz zunächst sehr konventionell wirkt und sich innovativere Herangehensweisen und eine weniger erwartbare Auswahl von Beispielfällen denken ließen, erweist er sich als fruchtbar. Nicht nur weil sehr unterschiedliche Fälle wissenschaftlicher Utopien durchweg kenntnisreich vorgestellt werden, sondern vor allem, weil sich aus der Zusammenschau der Beiträge einige weiterführende Perspektiven ergeben: Das Mittelalter spielt in der Geschichte wissenschaftlicher Utopien offenkundig eine wichtigere Rolle, als die noch immer populäre Vorstellung suggeriert, mit der Renaissance hätten die Menschen ein ganz neues Verhältnis zu sich selbst, ihrer Umwelt und der Zukunft entwickelt. Orte des Entwerfens von Apparaten und Maschinen, aber auch von Techniken zur Verlängerung des Lebens und möglicher Welten waren nicht nur gelehrte Abhandlungen, sondern gerade auch literarische Werke. Wissenschaftliche Imagination, philosophische Spekulation

und literarische Fiktion im Verbund ermöglichten sich vorzustellen, was unter den aktuellen Umständen nicht realisierbar, aber doch denkmöglich und wünschbar war. Entwürfe von Apparaten, gesundem Leben und vervollkommenen Körpern, von idealen Städten und Reisen zum Mond waren nicht nur wissenschaftlich motiviert, sondern hatten vielfach eine politische und moralische Dimension. Diese wird übersehen, wenn allein Belege für den unaufhaltsamen Aufstieg der Rationalität und für den wissenschaftlichen Fortschritt gesucht werden. Ohnehin spannend – findet zumindest der Rezensent – sind Ambivalenzen, Uneindeutiges, Irrwege und (Selbst-)Widersprüche. Davon findet sich in dem Band, anders als man bei dem Thema zunächst zu glauben geneigt ist, viel. ‚Wissenschaftliche Utopie‘ erweist sich dabei als mehrdeutiger Ausdruck, da für jeden Fall, für jeden Text, für jede Zeit zu klären bleibt, inwiefern und in welcher Weise man es mit ‚Wissenschaft‘ zu tun hat und worin die utopische Dimension der jeweiligen Imagination liegen soll. Insofern ist das vielgeschmähte Genre des Sammelbandes wohl adäquat für diesen Gegenstand, der sich der großen Erzählung und dem fixen Begriffsapparat entzieht und stattdessen Multiperspektivität verlangt.

---

*Marcus Gräser, Nordamerika seit 1600. (Neue Fischer Weltgeschichte, Bd. 18.)*

Frankfurt am Main, S. Fischer 2022. 576 S., € 68,-. //

DOI 10.1515/hzhz-2023-1055

---

Manfred Berg, Heidelberg

An deutschsprachigen Gesamtdarstellungen zur Geschichte der USA herrscht kein Mangel, doch nur wenige Autoren haben bislang den Versuch unternommen, die Geschichte Nordamerikas unter Einschluss Kanadas zu schreiben (vgl. Volker Depkat, *Geschichte Nordamerikas*. Köln 2008). Für die Reihe „Neue Fischer Weltgeschichte“ hat sich nun der an der Johannes-Kepler-Universität in Linz lehrende Historiker Marcus Gräser dieser Herausforderung gestellt. Dabei sollte, wie er eingangs betont, nicht lediglich eine „Addition der beiden Nationalgeschichten“ herauskommen. Als Leitmotive böten sich zum einen die Spannung von Transnationalität und Nationalstaatsbildung an, zum anderen die Rolle Kanadas als „Gegenerzählung“ zur Entwicklung der USA (S. 40). Um es vorwegzunehmen: Marcus Gräser löst diesen Anspruch weitgehend, aber nicht vollständig ein. Man lernt bei der Lektüre viel über Kanada und seine Besonderheiten, insbesondere über die prägenden Bindun-